

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Prophetische Träume
Autor: Hodler, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie, so ließ sie auch die Blumen dort stehen, wo sie in der ersten Verwirrung hingeraten waren.

Erst als Margret am Abend ins Zimmer kam, um zu Bett zu gehen, nahm sie die purpurnen Lieblinge — um Licht zu machen — fort und legte sie auf die weißen Decken des Lagers, wo Grete nach langen Träumen von Rosenduft umweht endlich einschlief.

Um die Zeit, da sie aufwachte, war es noch ganz still im Haus, und auch die Mutter noch nicht aufgestanden. Margretes erste Gedanken flogen nach dem Briefkasten. Wenn gestern Abend noch etwas für sie gekommen wäre oder vielleicht schon heute früh?

Eine bange Neugierde ließ ihr keine Ruhe mehr. Ohne sich vollends anzukleiden, schlich sie mit offenen Haaren, die wie eine mächtige, dunkle Woge über das weiße Morgenjäckchen hinunterflossen, in den Unterkleidern die Treppe hinab nach dem Gang . . . siehe da, im Kästchen lag ein weißer Brief; sie riß das Thürchen auf und entzifferte im Dämmerlicht ihren Namen; ohne zu wissen, wie sie die Stufen emporgekommen war, befand sie sich schon wieder in ihrem Zimmer und saß klopfenden Herzens auf dem Rand des Bettes. Erst wagte sie nicht, die Hülle des Briefes aufzureißen; in der nächsten Sekunde jedoch las sie schon in fiebernder Hast:

„Malen könnte ich sie, Ihre schönen, erstaunten Augen, beim Lesen dieses Skriptums, so deutlich sehe ich sie vor mir.“

Die Thatsache ist ja auch sonderbar genug: wie komme ich dazu, Ihnen einen Brief zu schreiben, der einem Liebesbrief aufs Haar ähnlich sieht . . .

Warum ich es thue, thun muß, ich will es Ihnen sagen . . . Es liegt etwas in Ihren Augen, in Ihrer Stimme — in Ihrem ganzen Wesen, das mir den Seelenfrieden gestohlen hat von jener Sekunde an, da unsere Blicke sich trafen. Die Musik hat von jeher eine dä-

monische Macht über die Herzen ausgeübt . . . an jenem Sonntag, da ich Sie zum ersten Mal sah, war mir, als hätte sie das meine mit goldnen Ketten an Ihr Leben festgebunden.

Doch das gehört nicht hierher, ist eine Sache für sich, und ich muß vielleicht damit fertig zu werden suchen, ob ich heute auch noch nicht weiß, wie es geschehen sollte . . . O lachen Sie mich nur aus; dennoch will ich es Ihnen sagen: was mich erfaßt hat, wie der Sturm einen einsamen Wanderer auf dem Feld erfaßt: es ist die Liebe!

Es gibt ein kleines, goldenes Wort, das will mir seit jenem Sonntag nicht mehr aus dem Sinn, darf ich es Ihnen verraten? Sie sind gut und sagen nicht „nein!“ Was würde es Ihnen auch helfen, ich habe Sie ja schon so oft in Gedanken so genannt: Herzlieb!

„Ich gab was drum, wenn ich mir wüßt? . . .“ Ja wenn ich nur wüßte, ob Sie meiner die letzten Tage ein einziges Mal nur gedachten? Ihre lieben schönen Augen schienen mir ja zu verraten, daß auch Sie mich freudig erblickten. Aber kaum, daß ich zu hoffen wage, kommt wieder der Zweifel böse Schaar und verscheucht mir Mut und Glauben.

Und nun eine Bitte, deren Größe mir das Aussprechen derselben fast unmöglich macht! Wollen Sie mir von Ihrem Leben eine Stunde schenken, eine Stunde, wo ich mit Ihnen sprechen, neben Ihnen gehen darf? . . .

Wenn ja, so treffen wir uns morgen nachmittag um vier Uhr beim städtischen Garten. Zeit und Ort sind unverfänglich, wir können ruhig einen der Wege dort hinaufspazieren, können plaudern, ich sehe Ihre Augen, höre Ihre liebe Stimme . . . und ein Herz wird so glücklich, daß es kein glücklicheres geben kann. Sie sehen: offen und ehrlich bitte ich Sie darum, und Sie — werden Sie kommen? Es grüßt Sie Ihr

Anton Winter.“

(Fortsetzung folgt).

Prophetische Träume.

Erzählung nach der Wirklichkeit von Emma Hodler, Bern.

Die Nacht ist wunderschön,“ sagte Frau M. und nahm meinen Arm. „Gehen wir noch ein wenig hinaus unter den freien Sternenhimmel, ehe wir uns in jenes sinnlose Traumreich versenken, wo der Verstand seine Waffen strecken muß.“ „Glauben Sie nicht, daß es auch bedeutungsvolle Träume gibt?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte sie mit großer Bestimmtheit. „Mit welchen Organen nehmen Sie die Traumbilder wahr? Sie sehen und hören wohl, aber nicht mit Ihren leiblichen Augen und Ohren. Ich glaube nur an das, was mir meine gesunden fünf Sinne offenbaren.“

Wir stiegen von der Veranda hinab in den Garten und gingen eine Weile schweigend neben einander her. Sie hatte sehr klug gesprochen, und dennoch hätte ich dieser Frau gern einige Erfahrungen zur Kenntnis gebracht, die mit ihrem Glauben im Widerspruch standen. Ich nahm deshalb das Thema wieder auf.

„Gerade diese überflüssigen Traumoffenbarungen haben mich auf eine wunderbare Vermutung geführt. Könnte es nicht außer dem Bereich unserer fünf Sinne noch Erscheinungen geben, die wir nicht wahrnehmen, weil uns die entsprechenden Organe fehlen?“

„Das ist eine phantastische Vermutung, die zu nichts führt.“

„Erlauben Sie, die Phantasie ist nun einmal da und hat also ihren Zweck, wie alles im Schöpfungsplan.“

„Aber sie beweist nichts.“

„Ich kann Ihnen allerdings für meine Vermutung keinen Beweis — wohl aber eine Begründung geben. Ich setze zum Beispiel den Fall, wir hätten kein Gehörorgan, der Schall existierte also nicht für das Menschengeschlecht. Wir würden nicht die leiseste Ahnung vom Rauschen des Wassers, vom Vogel-schlag, von all' dem Klingen und Tönen um uns herum haben, und es wäre auf keine Weise möglich, uns einen Begriff davon beizubringen.“

„Zugestanden; wir würden viel verlieren.“

„Unter diesen gehörlosen Menschen wäre vielleicht Einer so fein organisiert, daß der Schall die Saiten seines Nervensystems dennoch zum Vibrieren brächte.“

Frau M. lachte. — „Sie meinen, weil er keine Ohren zum Hören hat, so müßte der Schall einen andern Weg suchen, um sich ihm bemerkbar zu machen. Die Haare vielleicht.“

„Ja, liebe Spötterin, ungefähr das meine ich. Der Schall würde auf irgend eine überflüssige Art Eindruck auf ihn machen. Und so dürfte es in der uns umgebenden Welt noch unendlich viele Erscheinungen geben, die wir beschränkten Wesen nicht wahrnehmen können.“

„Sehr möglich. Ich halte mich aber nur an Thatsachen.“

„Nun denn, Thatsachen! Haben Sie Geduld genug, um die Erzählung einer Begebenheit anzuhören, die mir unglaublich vorkäme, wenn ich sie nicht selbst erlebt hätte.“

„Ich bitte darum.“

„Vor ungefähr zehn Jahren luden mich meine Freunde, Herr und Frau S. aus Basel, zu einem sonntäglichen Ausflug ein. Ich sollte früh von Bern abreisen; denn sie beabsichtigten nachmittags von Basel aus mit mir einen hübschen Ort zu besuchen, wo ein nationales Fest gefeiert wurde. Ich sagte nur bedingungsweise zu und bat sie, auf jeden Fall zu reisen, auch wenn ich nicht erscheinen würde. Am Abend vor dem Ausflugs-tag war das Wetter so verlockend schön, daß ich hinzugehen beschloß und die nötigen Reisevorbereitungen machte. In der folgenden Nacht hatte ich aber einen sonderbaren Traum, der mich so erschütterte, daß meine Reise unterblieb. Mir träumte, ich sei in der Einsteigehalle eines Bahnhofs. Vor einem bereit stehenden Zug stand eine schwarzgekleidete Frau in Trauerschleier und lud die herbeiströmenden Leute mit einer Handbewegung zum Einsteigen ein. Unter der Menge, die dem Wink Folge leistete, sah ich auch Herrn und Frau S. — Ich wollte sie begrüßen. Da schlug die schwarze Frau den Schleier zurück und wandte mir ihr Gesicht zu. Zu meinem Schrecken erkannte ich eine hiesige Leichenbitterin. Von unsäglichem Grauen gepackt als hätte die Hand des Todes mich berührt, erwachte ich und beschloß sogleich, die Reise aufzugeben. Gern hätte ich auch meine Freunde gewarnt, fürchtete aber, ausgelacht zu werden. Meine Unruhe wuchs jedoch und quälte mich so sehr, daß ich endlich mit zitternder Hast zum Telegraphenamt eilte, wo ich folgende Depesche aufgab: „Reiset heute um Gottes willen nicht, ich warne Euch dringend. Brief folgt.“

Meine Freunde hatten die Billets schon gelöst, als ihre Magd mit der Depesche zum Bahnhof gerannt kam. Sie waren sehr ungehalten auf mich und wollten dennoch abreisen. Schon stand der Zug bereit. Herr S. sprang auf den Tritt des Wagons, seine Gattin zog ihn wieder herab und sagte:

„Mir ist doch bang. Ohne Grund hätte uns die Emma nicht gewarnt.“

„Ach was! Weiberlaunen!“ schrie der entrüstete Gatte. „Donnerwetter, der Zug fährt! Steig' ein! — nun rückt's — steig' ein! sonst ist das Geld für die Billets beim Teufel!“ Und er war schon wieder oben und reichte seiner Frau die Hand, um ihr heraufzuhelfen. Sie aber riß ihn an dieser seiner helfenden Hand zum zweiten Mal zurück — und der Zug fuhr ab. Jetzt war Herr S. so ungehalten, daß er seine Frau allein ließ und seiner Wege ging.

Am Abend aber — — —

Am Abend erschien er blaß wie der Tod und seine Stimme klang so heiser, daß seine Frau glaubte, er habe sich im Zorn des Guten zu viel gegönnt. — Wie erschrak sie aber, als sie erfuhr, daß derselbe Zug, in den sie einzusteigen im Begriff gewesen waren — in Mönchstein auf schauerhafte Weise mit der Eisenbahnbrücke eingestürzt war. — So hatte mein Traum uns allen das Leben gerettet.“

Frau M. hatte dieser Erzählung mit wachsender Spannung zugehört. „Ich gebe zu,“ bemerkte sie, „daß das Zusammen-treffen der Katastrophe mit dem Traum merkwürdig ist; es läßt sich aber doch auf natürliche Weise erklären. Sie dachten vor dem Einschlafen an Dinge, die mit der Reise zusammenhingen. Die Traumbilder waren nur Glieder in der Kette der Ideenverbindungen. Uebrigens — warum haben die Verunglückten nicht auch Warnungen erhalten?“

„Das haben wir uns damals auch gefragt. Herr S., der früher der größte Skeptiker gewesen war, meinte, es sei nicht erwiesen, daß die Verunglückten nicht auch Warnungen erhalten hätten. Die meisten Menschen leben aber achtlos in den Tag hinein, oder sie schlagen solche Warnungen in den Wind, wie er selbst zu thun im Begriff gewesen; oder es mochte den Uebrigen ein gewisser sechster Sinn gefehlt haben, der allein uns befähigt, solche übersinnlichen Offenbarungen wahrzunehmen. Ich will Ihnen noch eine Thatsache erzählen, die zu dieser ein Gegenstück bildet. Sie ist meinem Großvater mütterlicherseits passiert.“

„Also ein Familienerbe,“ meinte meine geistreiche Zuhörerin und drückte freundlich meine Hand.

„Es sieht so aus,“ antwortete ich, „Also dieser mein Großvater war der einzige Sohn eines wohlhabenden Gastwirts in Ugenstorf, einem schönen Dorf in der verkehrsreichen Gegend zwischen Burgdorf und Solothurn. Als er ins zwanzigste Jahr ging, ließ mein Urgroßvater auf das sogenannte Stöckli — ein abseits stehendes Wasch- und Backhäuschen — eine hübsche Wohnung bauen und sagte zum Sohn: „Köbi, du muessch wybe

und d' Wirtschaft überneh, i u d' Mueter wei i's Stöckli über-züg; drum muess es Sühniswyb zuehe. Du chasch uslese, weli daß d' wotsch, i schrybe dir nüt vor; i mache ume en enzige Vorb'halt. Nyach muess sie sy un us ere a'gsehne Familie stamme. Gint us ere armmüetige Hushaltig chönnt üsem große Wäse nit vorstah. U hjungerbar uf ene Hübschi u Styfi¹⁾ muessch luege; es tolls²⁾, gattligs³⁾ Wybervolch lödft⁴⁾ d' Gastig wie der Zucker d' Fleuge. Aber nüsti⁵⁾ bring ume es ehrbars Weitschi derhar, süsch chumnt d's Wirtshus i Verruef.“

Mein Großvater lächelte verschmückt über die einzige Bedingung seines Vaters und die freie Wahl, die ihm dieser ließ. Er fragte schalkhaft, ob er für sich oder für das Wirtshaus heiraten solle. „He jo, jo, Köbi,“ sagte der Vater, „du hesh recht, daß d' frogst. Mach ume, daß die Jungi guet zum Wirtshus paßt — dernäbe schryben i dir nüt vor.“

Köbi — oder wie er eigentlich hieß — Jakob versprach sein Möglichstes zu thun. Er ritt auf seinem Dragonerross an alle großen Märkte der Umgegend, wo die Schönen des Landes sich im höchsten Glanz zu zeigen pflegten, konnte sich aber zu keiner Wahl entschließen. So trabte er eines Abends spät vom Solothurnermarkt heim. Unterwegs überraschte ihn ein Platzregen. Er suchte Schutz unter einer Gruppe großer Bäume, band sein Pferd an einen Ast und setzte sich auf eine knorrige Wurzel. Es war so finster, daß er die Hand nicht vor den Augen sah. Plötzlich erleuchteten sich nicht weit von ihm eine ganze Reihe Fenster. — — — Was war das? — — War er denn berauscht oder behegt? Das war ja sein eigenes Vaterhaus, das dort — kaum hundert Schritte von ihm entfernt — in festlichem Glanz strahlte. Er ging darauf zu. Vor dem Hause sah er eine Menge gepuzter Leute stehen, darunter ein sehr schönes, blaßes Mädchen, das ein Myrthenkränzchen trug, aber unendlich traurige Augen hatte. Jakob betrachtete die Gesellschaft erstaunt; doch niemand nahm Notiz von ihm. Er stieg die Treppe hinauf und kam zum Tanzsaal. Der war noch leer. Nur die Musikanten spielten auf ihrer Straße, und ein großer Kater lief herum. Er schien immer größer zu werden, und als er in Jakobs Nähe kam, da rieb sich dieser die Augen. Was er für einen Kater gehalten hatte, das war ein hochzeitlich gekleideter Mann, der mit schiefem Blick nach der Thür schielte, wo jetzt das schöne, traurige Mädchen an der Hand eines stolzen Bauers erschien, der offenbar ihr Vater war. Der Kater — ich fahre fort, ihn so zu nennen — machte einen echten Katzenbuckel und empfing das Mädchen aus der Hand des Vaters, der sie mit einem heimlichen Stoß in seine Arme trieb. Die ungleichen Brautleute eröffneten den Hochzeitsreigen, andere Paare folgten nach — — Jakob aber wandte kein Auge von der schönen Braut, die wie hilflos umherschaute. Jetzt traf ihn ihr tödlich stehender Blick, und als der Kater mit ihr herumflog, wandte sie den Kopf noch einmal nach Jakob zurück. Eine heiße Welle des Glücks und des Zorns überflutete den armen Burschen. Er griff in seinen Gürtel, wo er bei seinen nächtlichen Ritten immer eine geladene Pistole stecken hatte — zielte nach des Katers Kopf — drückte los — — fühlte einen heftigen Ruck — — — und lag auf dem nassen Rasen unter dem Baum, wo er Schutz gesucht hatte. Das Haus — die Musik — der ganze Spuk — — alles war verschwunden, die abgeschossene Pistole aber hielt er in der Hand.

Der Regen hatte aufgehört, und ein fahles Mondlicht beleuchtete die öde Gegend. Jakob band sein Pferd los, schwang sich auf und ritt heim. Von dieser Stunde an sah ihn niemand mehr lachen — wenigstens lange Zeit nicht.“

„Wirklich ein wunderbarer Traum,“ sagte Frau M. „Aber wo liegt denn da die Prophezeiung?“

„Sie werden sehen. — Wie sehr sein Vater auch in ihn drang, Jakob wollte von keiner Heirat mehr hören, nahm sich überhaupt keiner Sache mehr an, träumte nur so vor sich hin, sodaß der Urgroßvater, wenn er nicht zu Grund gehen wollte, der Wirtschaft wieder selbst vorstehen mußte und nicht ins Stöckli ziehen konnte. Selten nur gelang es den Ueberredungskünften der Mutter, den Sohn aus dem Hause zu schicken, damit er sich zerstreue. Endlich hieß es landauf landab, Wirts Köbi habe sich „hinterfinnet“. Ginst hörte die Mutter von einem berühmten Kapuziner in Solothurn, der solche Kranke durch Beschwörungen heilen könne. Sie drang nun in Jakob, zu diesem Mönch zu gehen. Der Mutter zu Gefallen reiste Jakob endlich hin, obschon ihm an seiner Heilung nichts gelegen war. Auf

1) zierliche. 2) stattlich. 3) nett, gewandt. 4) lödt. 5) bemocht.

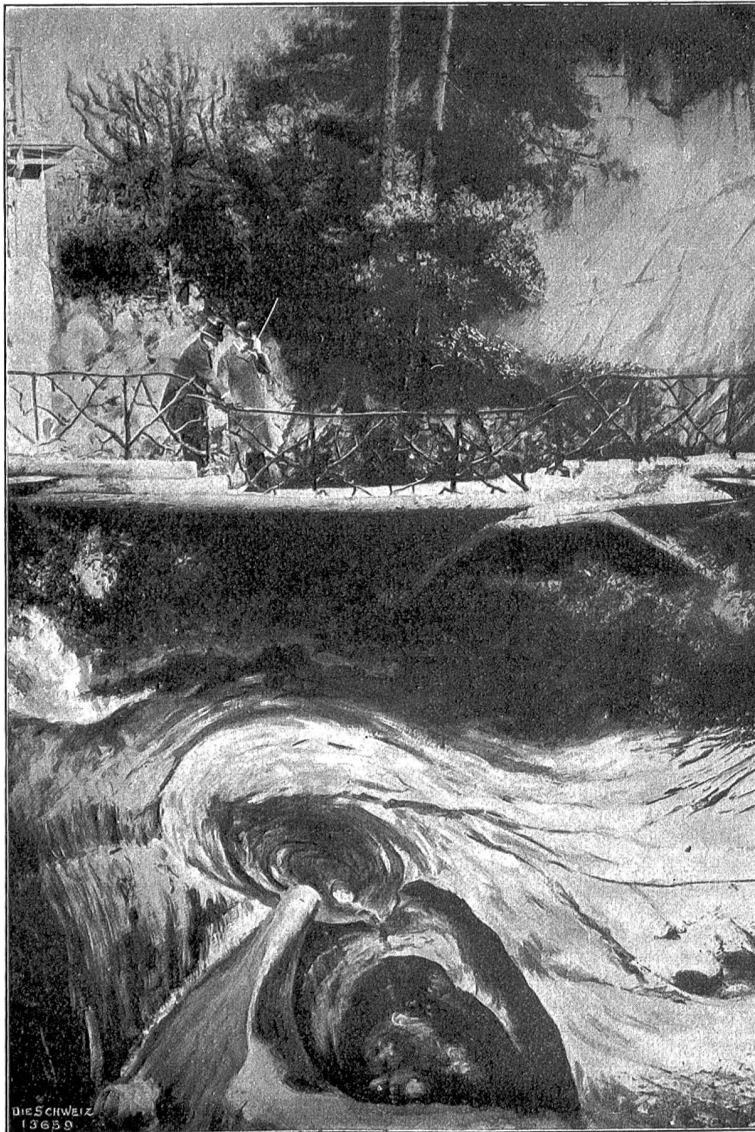
dem Rückweg wurde er vom Regen überrascht. Nudelnack kam er heim. Schon von weitem tönte ihm Tanzmusik entgegen, und er erinnerte sich dunkel, daß die Mutter von einer reichen Hochzeit gesprochen hatte, die heute hier gefeiert werde. Auf der überdachten Terrasse vor dem Hause fand er eine ansehnliche Gesellschaft versammelt. Besonders fiel ihm ein schönes, blaßes Mädchen mit einem Myrthenkranz auf. Sie schaute traurig zu Boden, und es schien Jakob, er müsse sie kennen. Da er sich aber durchaus nicht erinnern konnte, wo er sie schon gesehen hatte, schritt er weiter und kam an der offenen Thüre des Tanzsaals vorbei. Dieser war noch leer. Nur die Musikanten stimmten ihre Instrumente und der Hochzeiter — kenntlich an den Myrthensträußen auf dem Hut und vor der Brust — ging herum und gab Befehle. Jetzt trat die Braut an der Hand ihres Vaters herein. Der Bräutigam ging ihr mit einem Bückling entgegen, nahm die sich leise Sträubende, die ihm vom Vater zugeschoben wurde, in seine Arme und eröffnete mit ihr den Melgen. Jakob folgte wie träumend nach. — Da traf ihn ein stehender Blick aus den schönen, traurigen Augen der Braut — — — und jetzt erinnerte er sich.

„Du tanzst mit ere Chaz!“ schrie er — riß seine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie auf den Kopf des Bräutigams

ab. Doch die regenfeuchte Pistole verlagte. „Es isch der ver-rückte Köbi!“ hörte er rufen — dann streckte ihn ein Faustschlag zu Boden, und er verlor das Bewußtsein. — — — Als er erwachte, lag er in seinem Bett. Man hatte ihm eine Ader geöffnet, er hörte das Blut in eine Schüssel plätschern. Der Arzt verband jetzt seinen Arm, und die Mutter wusch seine Stirn mit Essig.

Nach seiner Genesung erfuhr er, daß der Bräutigam ein Pastetenbäcker aus Solothurn gewesen, dessen Reichtum von gestohlenen Kägen herrührte, die er jahrelang zu seinen Pasteten verwendet hatte. Kürzlich hatte er sich auch aufs Unterchristen-fältschen verlegt, und als er Jakobs Worte hörte und die Pistole auf sich gerichtet sah, glaubte er, seine Schwindeleien seien entdeckt. Der feige Schurke verriet sich im ersten Schreck selbst — wurde sofort festgenommen und ins Untersuchungsgefängnis abgeführt, wo er noch in derselben Nacht einen Fluchtversuch machte und sich dabei den Hals brach. — — Und wäre der prophetische Traum nicht gewesen, so wäre meine Großmutter sehr unglücklich geworden; denn sie war die schöne, traurige Braut.“

„Und wäre der Traum nicht gewesen,“ schloß schallhaft meine Gesellschafterin, „so hätten Sie eine andere — — oder wahrscheinlich gar keine Großmutter gegriegt.“



Der deutsche Kronprinz folgt Dr. Schumachers Erklärungen im Gletschergarten zu Luzern.
(Momentaufnahme von C. Hirsbrunner, Phot. Luzern).

Der deutsche Kronprinz im Gletschergarten zu Luzern.

Der deutsche Kronprinz, der sich gegenwärtig an der Bonner Universität auf seinen künftigen Beruf vorbereitet, benutzte die schönen Tage in der ersten Hälfte März zu einem kurzen Ausflug nach der Schweiz. Er traf, mit seinem aus fünf Herren bestehenden Gefolge über Basel reisend, am 12. März in Luzern ein und scheint die Besichtigung des Gletschergartens, jener interessanten Sehenswürdigkeit in der Nähe des Löwendenkmal, besonders beabsichtigt zu haben, da noch am Abend des Ankunftstages eine Anfrage erfolgte, ob dies zu dieser Jahreszeit schon möglich sei.

Die Gletschertöpfe werden beim Eintritt der rauhen Jahreszeit sorgfältig eingedeckt, damit die exponierten Stellen möglichst genau so erhalten bleiben, wie sie bei der vor dreißig Jahren erfolgten Entdeckung gefunden wurden. Um dem Prinzen den Besuch zu ermöglichen, bot die Besitzerin, Frau Anrein, Alles auf, die Entfernung der Schutzhüllen raschestens vornehmen zu lassen; am dritten Tag konnte der Gast empfangen werden. Herr Dr. Schumacher, Stadtrat von Luzern, die Besitzerin und ihr Schwiegersohn, Herr Felscher, erwarteten den Kronprinzen, der mit hohem Interesse die Grottonskessel besichtigte und den Erklärungen Dr. Schumachers folgte. Auch die andern Sehenswürdigkeiten, wie die arbeitende Gletschermühle, die Reliefs des Muottathals, der Zentralschweiz, der Gotthardbahn, das Pfahlbautenmodell, das Alpentier-Museum u. s. w. besichtigte der Kronprinz eingehend und drückte seiner Begleitung nach anderthalbstündigem Aufenthalt seinen Dank für alles ihm Gezeigte aus.

Auch das „Löwendenkmal“ war seiner Schutzhülle entledigt worden, wodurch die Stadt Luzern dem hohen Gast in zuvorkommender Weise Gelegenheit gegeben, das wirkungsvolle Monument kennen zu lernen.

R. G.

